

Otto Feier

Autor(en): **Weber, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **22 (1960)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-861409>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Otto Feier

Von EMIL WEBER

Das innere Bild eines Menschen wird durch die verschiedenartigsten Kräfte bestimmt und geformt. Unverkennbar aber prägen drei davon sich dem Werke eines künstlerisch Schaffenden ein. Es ist die Jugendheimat, jene begrenzte Welt, welche dem Werdenden die ersten Eindrücke des Lebens vermittelt; es sind die Uranlagen aus dem Blute der Vorfahren, welche, geheimnisvollen Gesetzen folgend, aus der Fülle der Bilder wählen und das Wesentliche festhalten und es sind die Begegnungen im Bereiche der Wirklichkeit und des Geistes, welche oft Richtung und Ziel des geistigen Wachstums bestimmen.

Zu Rüttenen, im alten Schulhaus an der Straße, welche das abseitige Waldtälchen mit der nahen Stadt verbindet, kam Otto Feier am 16. Juli 1905 zur Welt. Für ihn war der Fleck Erde zwischen dem Steilabfall des Weißensteins und dem walddunklen Steingrubenhügel ein Paradies, in dem jede Jahreszeit eine Fülle von Schönheiten hervorzauberte, das aber auch reich an geheimnisvollem Leben war und unerschöpfliche Möglichkeiten zu Abenteuern bot. Zeitlebens sollte ihm sein Glanz nie verblassen. Die zahllosen Bilder, welche da seine lebhaften Sinne auffingen, die mannigfaltigen Stimmungen, welche ein stets waches Gefühl einsog, wuchsen an zu einem Reichtum, der später zum Grundquell seiner Dichtung werden sollte.

Der Antrieb zur Aussage, das Drängen zum Formen und Gestalten aber entsteht stets aus einer innern Spannung. Das seelische Erbgut, das Feier von seinen Eltern übernahm, stammte aus den gegensätzlichsten Bereichen: Die Vorfahren väterlicherseits sollen vor Zeiten aus Ungarn eingewandert sein; jedenfalls war Vater Niklaus, der über zwei Generationen in Rüttenen als Lehrer wirkte, von südlichem Temperament erfüllt, das er aber durch peinliches Pflichtgefühl und Strenge gegen sich selbst zu bändigen wußte. Die Mutter Lina stammte aus dem Bauernhaus der Allemann von Oberrüttenen; ihr Wesen war mehr nach innen gerichtet. Das Wissen um das Wachsen und Reifen alles Dauernden in der Stille schien in ihrem Blute wach zu sein und äußerte sich in Gelassenheit, Sanftmut und Güte.

Mit Recht könnte also Otto Feier den Spruch Goethes «Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur, die Lust zu fabulieren» auf sich anwenden. Aus dieser Gegensätzlichkeit heraus erwachsen ihm die ersten Lebenskonflikte, indem der Hang zum Träumen, der jugendliche Ueberschwang des Knaben, der sich zu gern im Reiche der Phantasie verlor, zusammenstieß mit der Strenge und Autorität des Vaters, der in solider Arbeit und im Vorwärtskommen die sichere Lebensgrundlage sah.

Andererseits bildete sich im Jüngling daraus die Kraft, die schweifenden Gedanken zu formen und später die zum Gelingen eines Werkes oft nötige, unablässige Arbeit aufzubringen.

Die ersten dichterischen Versuche entstanden während seiner Seminarzeit, denn er hatte sich entschlossen, dem Beispiel des Vaters folgend, Lehrer zu werden. Josef Reinhart führte ihn ein in die Welt der deutschen Sprache. Es war also nicht Zufall, daß er vor allem von der Magie des Wortes, vom Zauber des Poetischen in der Dichtung, zutiefst angesprochen wurde. Das Vorbild allein schon wirkte anspornend auf den jungen Menschen, stammte sein Lehrer ebenfalls aus Rüttenen und war Schüler seines Vaters gewesen. Die geistige Kost aber, welche ihm am besten zusagte, holte er sich bei Dichtern mit romantischer Prägung und lyrisch gehobener Sprache. Hermann Hesse und Rilke gehörten dazu. Lange Zeit waren ihre Gedichte ihm tägliches Brevier. Die eigenen Versuche umkreisten vorerst meist Naturstimmungen; ein blühender Schlehdornstrauch im Licht des Vollmondes oder auch nur Licht- und Schattenspiel auf einem Waldweg vermochten ihn zu einer Prosaskizze oder ein paar Versen anzuregen.

Bald hatte er sein Lehrerpapier in der Tasche und eine bleibende Stelle in Feldbrunnen, dem er bis heute treu geblieben ist. Doch, wie könnte man sich beschaulich in den Winkel setzen, wenn man spürt, daß rings im Kreise des Lebens noch ungezählte Geheimnisse der Entdeckung harren, daß es eine Ferne gibt, die lockt, ruft und Wunder verspricht und zugleich ein unbändiges Inneres nach Erleben hungert und zu Gestaltung drängt?

So wird in Gemeinschaft mit einem Freunde zunächst die engere Heimat nach allen Richtungen durchstreift. Keinen Vogel sollte es geben, dessen Stimme man nicht lauschte, kein Pflänzchen, das man nicht zu erkennen suchte. Mit der gleichen Geduld erspähte man den Austritt des Wildes aus dem abendlichen Wald, wie das Treiben einer Solidärbiene an ihrem Versteck. Oft waren die Streifereien begleitet von langen Zwiegesprächen über die Schularbeit, über geliebte Dichter, Musik, die man gehört oder Menschen, die man getroffen hatte. Wenn darüber die Sterne aufgingen, waren es die Himmelsbilder, die man zu ergründen suchte, die Unendlichkeit des Alls, vor welcher man in Demut erschauerte.

So bereicherte sich der angehende Dichter mit einem Schatz von Bildern und sein Geist vermochte sich zu erheben über Mißhelligkeiten des Alltags. Aber damit war sein Erlebnishunger noch nicht gestillt. Er überwand seine Scheu, riß sich los aus der Geborgenheit und begab sich in der freien Zeit auf Reisen. Vor allem lockte der Süden: Da begegnete er auf Schritt und



Tritt nicht nur Zeugen tausendjähriger Geschichte, wurde in Kirchen und Museen von Florenz, Rom und Neapel ergriffen von den Offenbarungen der Kunst und erahnte aus Tempeln und Bildwerken griechischen Geist, nein, in allen Aeüßerungen des täglichen Lebens, im bunten Treiben auf einem Marktplatz oder auch nur im gestenreichen Disput im Halbdunkel einer Trattoria spürte er etwas von seinem eigenen Wesen heraus. Wenn es auch geschah, daß ihn mitten in einer Großstadt Heimweh mit Gewalt ergriff, jede Schwermut wurde wieder gelöscht durch das Erleben des Meeres, war es die Bläue im «golfe du lion», das Rauschen der Biscaya oder das Farbenspiel auf den Wassern der östlichen Adria. — Die starke Verwurzelung in einem eng begrenzten Fleck Erde und zugleich der Drang, darüber hinaus in die Weite zu wachsen, die ihm hier zum greifbaren Erlebnis wurde, waren ein anderer Teil jener Spannung, die zum künstlerischen Schaffen hintrieb.

Unablässig suchte er nach der eigenen Art zur Gestaltung dessen, was ihn innerlich drängte und da wurden ihm wieder Dichter zu Wegweisern. Der Franzose Francis Jammes, der Schöpfer der zarten Mädchenromane in hymnisch beschwingter Prosa wurde zum verehrten Vorbild. Seltsamerweise gesellte sich

dazu der schwerblütige Schlesier Hermann Stehr, dessen mystisch umhauchte Melancholie Otto Feier ansprach, vielleicht weil in dieser Zeit der innern Gärung ein schwerer Schicksalsschlag sein Leben traf: der plötzliche Tod einer geliebten Schwester. Zuweilen vermag erst ein Leid einem Menschen Einblick in sein innerstes Wesen zu verschaffen — ihn trieb diese Erschütterung zur Gestaltung seines ersten größern Werkes «Lionel», der 1937 erschien. Naturseligkeit, Liebesehnsucht und Melancholie in seltsamer Mischung umspinnen darin den innern Aufbruch und das Sterben eines jungen Menschen. Unverkennbar sind die Anklänge an die gegensätzlichen dichterischen Vorbilder, wozu noch ein drittes gekommen war: Hamsuns «Viktoria», die verhaltene, nordische Liebesgeschichte.

Der sprachliche Reiz des «Lionel» mag viel dazu beigetragen haben, daß der junge Dichter nach langem Suchen in Emil Roniger einen Verleger fand, der nicht nur seine Begabung erkannte und den Erstling herausbrachte, sondern ihm zeitlebens Freund und wohlwollender Berater blieb.

Noch war der eigene Weg nicht gefunden, aber das Eis war gebrochen. Faßt man diesen Roman Feiers als Selbstdarstellung auf, muß der zweite als Bildnis des «Du» angesprochen werden. Was in «Lionel» noch Sehnsucht war, hatte das Leben zur Erfüllung gebracht. Der Blick auf das eigene Wesen konnte sich lösen und sich den Menschen zuwenden, die mit ihm durch das Leben gingen. Das beglückende Erlebnis dieser Begegnungen mußte dichterisch geformt werden. — «Magdalena» entstand und kam 1940 heraus. Dieses Mädchenschicksal ist herber, erdnaher gestaltet als «Lionel». Schlichter wirkt die Sprache, sinnfälliger sind die Bilder, die zur Deutung innerer Vorgänge gewählt werden. Im ganzen Werk spürt man den Pulsschlag des Mitgefühls. Mag es sein, daß dieses Buch deshalb den weitesten Anklang fand.

Nachdem diese Bewährungsprobe bestanden war und ein eigener Hausstand ihm die nötige Ruhe zur Arbeit gewährte, wagte er, in einem großen Roman das Bild einer Dorfgemeinschaft zu entwerfen. Neben die Auswirkungen des politischen Hasses das Walten der helfenden Liebe zu stellen, war der Leitgedanke dieses Buches, das eine Fülle von scharf beobachteten und klar gezeichneten Personen einschließt und starke dramatische Akzente aufweist. Leider hatte «Menschen im Tal», das zu Schluß des Weltkrieges erschien, nicht den verdienten Erfolg.

Unverdrossen aber ging die Arbeit an kleineren Werken weiter, bis ihn ein neues Problem zur Gestaltung reizte: sterbendes Handwerk neben aufblühender Industrie sollte den eindrucksvollen Rahmen geben um die Zentralgestalt eines jungen Menschen, der sich durch harte Schicksalsschläge zum verantwortungsbewußten Arbeiter durchringt. Schauplatz ist wieder ein Teil

Jugendheimat, ein romantischer Steinbruch und eine nahe Uhrenfabrik. «Unter gleicher Sonne» kam 1951 heraus, unterstützt von der Regierung, welche damit das Verdienst des Dichters um die Darstellung solothurnischen Wesens anerkannte.

Jetzt mußte eine schöpferische Pause eingeschaltet werden, während welcher die kleineren, aber nicht weniger schmackhaften Früchte langer, künstlerischer Bemühung gesammelt und gesichtet werden sollten. 1953 erschien in der «Stab-Bücherei» die Novelle «Mutter Ineichen». Im Selbstverlag kam 1956 der Gedichtband «Es weht ein Wind» und 1958 die Sammlung der kleinen Erzählungen und Skizzen «Aus der Poetenstube» heraus. Was könnte wohl die innere Art der beiden Bücher besser andeuten, als die zarten Bleistiftzeichnungen, welche Werner Miller der «Poetenstube» mitgegeben hat? Jede ist ein Stück Heimat, empfunden mit dem Herzen und so wiedergegeben, daß ein Hauch von Poesie daraus entströmt.

Otto Feiers Werk ist damit nicht abgeschlossen. Sein innerer Auftrag, Schönheit und Würde des Lebens zu künden, steht glücklicherweise unter dem selben Gesetze wie ein Ackerfeld: Unter Sternen in der Stille wächst das Brot!

Märchen und Träume

Von OTTO FEIER

Blumen und Bäume
Gehen nun schlafen,
Märchen und Träume
Wachen jetzt auf.

Ziehen wie Sterne
Nächtlicherweise
Tief durch das Dunkel
Goldne Geleise.

Strahlen wie Augen
Gottes uns an,
Brechen der Nächte
Finsteren Bann.

Märchen und Träume
Winken von ferne,
Sind unsres Herzens
Ewige Sterne.